

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Stimme von Georg Eschenbach.

Doeh der Tischlergeselle lebte noch. Er hatte nur zwanzig Jahre geschlafen, betäubt vom Ruhm des Sängers.
Bruno Rentner sah sich an die Stirn. Was war das? Sieh er sich an! Unheim! Dort in den bla-

Historische Skizze von Oskar Franz Schardt.

men — die richtige war noch von den Deutschen bejest — u

nd (last) zur Betrugung, lichte, et souve par leurs loins.

Ein Riese der Technik wird umgelegt



Ein mächtiger alter Schornstein wurde auf dem Gelände der Gasanstalt Berlin-Weißensee niedergelegt. Er bildete beim Fallen einen Bogen.

Es war im vierten Kriegsjahre, und ich saß als Major bei einer englischen Militärkommission auf dem Balkan. Eines Tages kam ich in die improvisierte Residenz des König — die richtige war noch von den Deutschen besetzt — und

empfang mich außerordentlich leutselig, nahm das Geheim-
schreiben entgegen, stellte mir ein Zimmer in der Befand-
schaft zur Verfügung, sagte, er würde sich freuen, wenn ich

Das Gewitter.

Skizze von Hubert Doretschka.

Verlassen liegt die enge Gasse in der Hitze des Sommermittags. Schwer und drückend lastet die Schwüle auf den Häusern der Stadt. Sie und die wischen dichte Wolkenballen den Sonnenschein von den Dächern, und die tiefschwarzen Schlaglichter auf dem grellleuchtenden Pflaster verschwinden in einem einfarbigen Grau. Immer fester findet die Sonne eine Lücke zwischen den aufsteigenden Wolken. Drückender wird die Hitze.

Dann hängt der Himmel als eine einzige bleigraue Masse über dem Häusermeer. Das fahle, schattenlose Dämmern mitten am hellen Tag birgt etwas Unheimliches, Drohenendes in sich. Eine unbewußt wachsende Atmosphäre, geladen mit einer sich bis zur Unerschöpflichkeit steigenden Spannung, brüht in den engen Gassen.

Urpflöschig legen dürre Blätter und Papierfetzen über das Pflaster. Kleine Sandwirbel tanzen.

Die Wolken werden schwärzer, haben drohende, schwefelgelbe Ränder und hängen tief. Die Sandwirbel sind verschwunden. Dafür treibt der Wind dicke Staubwolken durch die Straßen.

Dann zuckt der erste Blitz durch's fahle Gewölz, und der krachende Donnererschlag wirkt in der stillen, gespannten Schwüle wie eine Erlösung. Stofartig zerrt der Wind an den wenigen Bäumen, peitscht wild ihre Äste durcheinander, die sich ätzend biegen, als zögen Riesenträfte sie zu Boden.

Eine Haustür öffnet sich, und ein Mann eilt die menschenleere Straße hinab. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Hände auf dem Rücken ineinandergeklammert, läuft er gegen den Wind.

Was man unter dem Hut vom Gesicht erkennen kann, sind zwei stark hervorspringende Backenrötchen, die Nase ist festgelegt, mit breiten Wulsten. Darunter, über dem kräftigen Kinn, eine gewaltige, wie mit dem Meißel gehauene Furche — der Mund. Die Augenlider lassen nur einen dünnen Spalt offen, aber manchmal leuchtet es hervor wie Blitze, die verzerrt, daß hinter der steinernen Maske Glut heiser Leiden schreien. Wilde Kraft und machtvoller Wille gehen von diesem Antlitz aus. Man vergißt, daß dieser Mensch klein ist und oft unter den Stößen des Sturmes schaukelt.

Eben durchschneidet er das Stadtbild und verschwindet. Draußen rast der Sturm mit unverminderter Wucht. Von allen Seiten stürzt er auf den Menschen ein. Der wandt wieder etwas, doch dann eilt er, mit dem Winde kämpfend, die Stadtmauer entlang.

Wieder zuckt ein Blitz, und das Krachen des Donners folgt, als wolle sich der ganze Himmel öffnen. Eine kurze Stille.

Dann zuckt Blitz auf Blitz. Das ganze Firmament ist ein einziges Feuermeer. Die krachenden Donnererschläge werden zu einem anhaltenden tosenden Brüllen. Zwischen dem dumpfen grollenden Dröhnen ein obrengezeichnetes Knattern wie prasselnde Gewehrsalven.

In diesem wilden Rausen der entfesselten Elemente stürzt der einsame Mann, schräg gegen den Wind gestemmt, dahin. Wie ein Zaunstein wirft er sich gegen die anstürmenden Böen. Ein kraftvoller Wille treibt ihn vorwärts. Der Wille zum Kampf. Aus seinen Augen strahlt wildes Feuer. Alle Gemütskräfte sind abgelenkt von ihm. Das tolle, maßlose Toben der Natur hat alle seine verhaltenen Leidenschaften entfesselt. Gewaltige Melodien, gehetzt, geknallt, erklingen in seinem Innern. Er singt, er brüllt, mit dem Sturm um die Wette.

Zweimal schon hat er die Stadt umkreist. Endlich läuft er durch das Stadtbild zurück, durch die engen Gassen, die angefüllt sind mit tosendem Krachen, und als er sein Haus erreicht, prasselt jäh der erste Regenschauer auf das Pflaster. Dann regnet es oben am Himmel, und während draußen die Elemente toben, drückt drinnen durch den Raum ein fieberndes Furore.

Beugt, den Kopf zwischen den Schultern, sitzt der Mensch, und seine Hände wühlen in den Taschen. Aufstöhnen die Seiten! Wild, gewaltig flagen gelle, schmerzgequälte Afforde. In hohlen Quinten, Klängen grauenhafter Hoffnungslosigkeit, baut es sich auf, um in rasenden chromatischen Läufen zusammenzustürzen. In das dumpfe Dröhnen der Bässe mischen sich gellende Dissonanzen, wie Schreie losbrechender Verzweiflung.

Ins Maßlose wächst das Rausen. In brausenden Rastläden enttauchen die Töne dem Flügel. Das Toben wilder, bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaften. Gewaltige Dissonanzen stoßen, als gertürmte er mit Titanenhanden die Altäre der Erde.

Dann plötzlich erwacht ein mächtiges, feierliches Motiv, um in einem Chaos wilder Töne zu versinken. Und wieder kommt es. Es ist wie ein gewaltiges Ringen Prometheuscher Kräfte gegen finstere Mächte. Doch immer sieghafter raucht es in ehernen Klängen, nur hier und da mischen sich, mehr und mehr gedrängt, bange Zweifel.

Rudweise hebt sich des Menschen Haupt. Die Augen sind geschlossen. Ein Titanenhaupt, groß und gewaltig, wie seine Wut.

Dann ein feierliches Maestoso. Mit tönenden Klängen beginnt es wie hallende Polarenrufe, klingt aus in einer mächtigen Fermate. — Leise, weiche Kakophonie. Ein neues Thema baut sich auf, schwillt an und leitet über in ein verhaltenes Piano der hohen Töne.

Wieder greifen die Hände kraftvoll in die Tasten und das Anfangsmotiv steigert sich zu einem machtvollen Finale.

Draußen, über der Stadt, ein letztes verhallendes Grollen des abziehenden Gewitters.

Das Lied „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ hat seine Vertonung gefunden.

Urwaldtragödie.

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser.

In die tiefe, fette Dämmerung des Urwaldes, die fest und jäh wie Gummi an den Bäumen, Farren und Gebüsch hing, schob plötzlich ein Lichtkeil. Verängstigt und verwirrt über den unerwarteten Einbruch der Sonne in das geheimnisvolle Dunkel flüchteten ungezählte Tiere. Durch die Stille drang deutlich das gleichmäßige Arbeiten der Malaien an den hohen Bäumen; aller Wald mußte umgelegt werden, alle Gebüsch und alle hohen Farne, bis ein einzelner Baum mitten auf einer Lichtung stand.

Der riesenhafte Krone dieses Baumes lag, faul und kalt, ein Orang-Utan in einem Nest aus Rippablätern und Farrenkraut und äugte mit korniger Traumbagigkeit auf das Geschehen unter ihm.

Einen vollen Tag lang hatte man unter den Widen dieses Majas gearbeitet, ohne daß er sich stören ließ, nach einer großartigen Mahlzeit seine Säfte zu halten. Man flocht ein Netz aus Manihott, mit kleinen dünnen Strichen an den Bäumen festgemacht, und überstieß die Seile mit Damaharz.

Jetzt war es soweit, daß man den Orang-Utan seinem Schicksal überlassen konnte: Er sollte gefangen werden. Wenn er mit langsamen Griffen den Baum herabkommen wird, muß er im Netz hängen bleiben, und in den sich zäh verwickelnden Schlingen würde man ihn leicht zu fassen bekommen.

Die Malaien wurden in das nahe Nafthaus geschickt, wo sie warten sollten. Nur ein kleiner Trupp von sechs Leuten blieb zurück und baute sich auf Befehl des Jagdberns eine Blätterhütte.

„Ich bin entschlossen, hier zu bleiben“, sagte der Mann mit den großen Klammen. „Hier ist ein großer Baum, auf dem können wir in einem Nest Platz finden; er steht genau gegenüber dem Baum mit dem Maja.“

Hinter dem Urwald ging die Sonne unter. In der plötzlichen Nacht leuchtete das Sonnenlicht geheimnisvollerweise zurück, so daß es ansah, als wolle es wieder Tag werden. Aber dann verfiel das Wunder der Schöpfung in der letzten blauen Dunkelheit der Tropennacht.

Schach dem Sonnenkönig/

Novelle von Joseph Rud.

Mesdames, messieurs, der König wünscht Sie zum Spiel! Mit diesen Worten durcheilte der Marquis von Acreval die Räume des kleinen Trianon in Versailles, in denen Damen und Herren des Hofes in angeregter Unterhaltung beisammensahen. Er mußte aber seine Hofschaff nach einmal, und zwar lauter wiederholen, da sie das erstemal im Stimmengewirr der Gesellschaft vollständig untergegangen war. Nun hörte aber die Unterhaltung mit einem Schlage auf, und alle machten sich bereit, dem Wunsch des Königs Folge zu leisten. Und es geschah auch mit Freude; denn das Schachspiel war allgemein beliebt — wenn es auch in der Form, wie es Ludwig XIV. liebte, sehr anstrengend war.

Zwischen Minuten später folgte die Gesellschaft dem Marquis, der mit Madame de Sauves schon vorausgegangen war, auf die für das Spiel bestimmte große Parkallee.

„Ich glaube“, meinte der Marquis zu seiner Begleiterin, „der König will sich heute selbst am Spiel beteiligen, weil er soviel Zeit auf das Bestimmen der Spieler verwendet. Er war noch nicht einmal zu Ende, als ich ihn verließ.“

„Es war vielleicht so“, die anderen davon zu unterrichten.“

Es war unternehmbar, daß durch diese Nachricht die Freude der Hofgesellschaft etwas beeinträchtigt wurde, zudem es noch nicht einmal zu erfahren war, von dem König zum Spiel bestimmt wurde. Denn wenn der König selbst mitspielte — was mitunter geschah — so blieb das Ganze nicht mehr Spiel, sondern konnte sich in bitteren Ernst verwandeln.

Ludwig XIV. selbst war der Schöpfer der Idee, Schach an seinem Hofe nicht mit Eselshäufungen, sondern echt und lebenswahr, mit Personen als Figuren, zu spielen. Diese Art gehörte zu den beliebtesten Unterhaltungsformen am Hofe des Sonnenkönigs. Während er aber im allgemeinen selbst nur mit größtem Interesse dem Verlauf des Spiels folgte, kam es ihm doch manchmal in den Sinn, plötzlich für eine Figur einzutreten und für diese dann weiterzuspielen. Er sprang in solchen Fällen immer für eine der Königinnen, die ja schließlich die wichtigsten Figuren sind, ein. Er tat es aber nur, wenn es absolut sicher stand, daß er siegen würde; denn er selbst war kein guter Spieler und konnte es auf keinen Fall betragen, besiegt zu werden. Deshalb waren die Spiele unter Mitwirkung des Königs bei den Damen und Herren des Hofes nicht sehr beliebt.

Mit diesem Einbringen und Mitspielen des Königs hatte es aber auch noch — wenigstens gerüchelt — eine andere Bewandnis. Die beiden Königinnen wurden von Damen gespielt, und wenn der König für eine der beiden einsprang und die andere Partei, also auch die Königin, besiegte, so war es ein offenes Geheimnis, daß die Besiegte die nächste Mätresse Ludwigs werden sollte.

Auf der hübschen Parkallee, die von breitläufigen, schattenspendenden Bäumen umfaßt war, hatte sich schon eine Anzahl von Höflichen eingefunden, als die vom Marquis von Acreval geleitete Gesellschaft dort eintraf.

Der Graf von Laucourt hatte die Namen der für das Spiel Bestimmten auf einer Liste, die er nun verlas. Zu den beiden Königinnen waren er selbst und der Herzog von Vendôme bestimmt, während die Königinnen Madame de Sauves und die junge Marquise von Digny spielen sollten. Als der Graf den Namen der letzteren verlas, stieß diese einen lauten Schrei aus, und alles Blut entwich ihrem Gesicht. Es schien einen Augenblick, als würde sie vor Schreck das Bewußtsein verlieren; aber die sofort hinzutretenden Herren wußten, daß sie nicht mehr nötig; denn unmittelbar darauf hatte sie sich wieder gefaßt und rief in höchster Erregung: „Niemand werde ich dem König diesen Wunsch erfüllen! Niemand werde ich zu seiner...“ Sie brach ab und wandte sich dem herbeieilenden Bicomte von Bonneval zu: „Gaston, hast du es gehört? Niemand!“

Der junge Offizier zog, ohne ein Wort zu erwidern, die Marquise aus der Menge der sie umringenden Damen und Herren, die erregt auf sie einprachen und ihr klammern versuchten, daß eine Ablehnung unmöglich lag. Er ging mit ihr in einen entlegenen Winkel des Platzes, wo beide hinter einigen niedrigen Bäumen den Widen der übrigen entfallen sei, ihre Bereitwilligkeit, die Königin zu spielen, schanden. Doch schon nach wenigen Minuten kamen sie wieder zurück, und die Marquise erklärte, als ob nichts vorgefallen sei, ihre Bereitwilligkeit, die Königin zu spielen.

Während sich zum Spiel Bestimmten nun zum Umkleiden zurückzogen, verblieben die Farne an dem Kommen des Königs. Ludwig erschien in besserer Laune inmitten einer Schar von Vertrauten. „Ist alles in Ordnung?“ fragte er schon von weitem den Marquis von Acreval.

„Ja wohl, Eure! In längstens zehn Minuten kann das Spiel beginnen.“

Der König nahm auf einem erhöhten Sitz, von dem aus er das ganze Spiel überblicken konnte, Platz. Unmittelbar darauf kamen auch schon die Schachfiguren selbst und nahmen Aufstellung. Eine Menge Fußvolk bildete die Bauern. Die Königin erschien als Trabanten, die Springer als wirkliche Lanzenreiter. Die Türme waren kleine fahrbare Vollwerke, die von innen besetzt und von außen geschoben wurden. Die beiden Könige und Königinnen waren von einem kleinen Gefolge umgeben. In beiden Seiten des Riesenschachbrettes befanden sich die Koffer der beiden Parteien, zu denen sich während des Spiels auch die geschlagenen und infolge dessen abtretenden Figuren zu gesellen hatten.

Als alles seinen Platz eingenommen hatte, erhob sich Ludwig und überhaute mit prüfendem Blick das Feld und die Spieler, die sich vor ihm verneigten. Ein spöttisches Lächeln zog über sein Gesicht, und er sagte nicht sehr laut, aber mit durchdringender Stimme: „Nun, meine liebe Marquise, ich freue mich, daß Sie nun doch die Königin spielen. Ich hoffe, daß Sie es gern tun!“

Die Angeprochene verbarg ihr Erötzen durch eine tiefe Verbeugung.

Der König nahm wieder Platz, winkte mit der Hand, und die Farne knieten den Beginn des Spiels an. Sie ertönten auch vor jedem neuen Zug.

Schon gleich am Anfang begann eine scharfe Attacke durch Madame de Sauves, die Königin bei der Partei des Grafen von Laucourt. Einige Bauern der Gegenpartei fielen ihr zum Opfer. Sie blieb auch weiterhin im Angriff, und es war in ganz kurzer Zeit ersichtlich, daß hier die besseren Spieler waren. Die Partei des Herzogs von Vendôme und der Marquise von Digny verlor einen Turm und die beiden Trabanten. Einigen sehr geschickten Gegenzügen gelang es zwar, der anderen Seite einen Springer und eine Anzahl Bauern zu nehmen, aber es war dies kein Ausgleich. Die Partei blieb im Nachteil und hatte nur zu tun, alle raffinierten Züge der Madame de Sauves, die als eine der besten Spielerinnen am Hof galt, rechtzeitig zu erkennen, um ihnen begegnen zu können. Es gelang aber auch dies nicht jedesmal, so ging im weiteren Verlauf des Spiels auch noch ein Springer verloren.

Ludwig, schon längere Zeit unruhig, war wiederholt aufgestanden, um dem Verlauf des Spiels besser folgen zu können, und hatte sich lebhaft mit einigen Herren seiner Umgebung besprochen. Nun stand er wieder auf, winkte „Gut!“, und rief: „Madame de Sauves, machen Sie mir, bitte, Platz!“ Er hieg von seinem Sitz herunter und nahm den Platz der Frau von Sauves ein.

Das Spiel ging weiter. Der zahlreiche Zuschauer — Damen und Herren, die das Schachfeld umgaben — hatte sich eine fieberhafte Unruhe bemächtigt. Jeder einzelne schien zu fühlen, daß sich etwas ereignen mußte.

Der König bemerkte die Unruhe und runzelte unwillig die Stirn. Einige Bauern der Gegenpartei und unmittelbar darauf der zweite Springer fielen ihm zum Opfer.

Da trat aus den Reihen der Zuschauer plötzlich der Bicomte von Bonneval und rief laut zum König hin: „Eure, gestatten Sie, daß ich an Stelle der Marquise von Digny weiterspiele. Denn nichts verzehrt eine Frau weniger, als in der Öffentlichkeit von einem Manne besiegt zu werden — und sei es selbst vom König.“

Und ohne die Zustimmung Ludwigs abzuwarten, begab er sich an den Platz seiner Dame, die mit einem stummen Nicken zustimmte.

Das ganze Spielfeld war wie vom Schlege gerührt. Niemand hatte es jemand gewagt, dem König so deutlich — wenn auch indirekt — mangelnde Ritterlichkeit vorzuwerfen. Alle Blicke hingen mit Wangen am Gesichte Ludwigs, von dem sie im nächsten Augenblick einen fürchterlichen Wutausbruch erwarteten. Doch dieser biß sich auf die Unterlippe, blickte zu Boden und schwieb. Dann hob er plötzlich den Kopf, umfaßte das Spielfeld mit einem Blick und rief laut, mit einem seltsamen Unterton in der Stimme: „Wir spielen weiter!“

Und das Spiel ging auch weiter, aber anders, als wohl alle — einschließlich des Königs — dachten. Denn schon nach einigen Zügen wurde es jedermann klar, daß dem König ein Gegner gegenüberstand, dem er bei weitem nicht gewachsen war.

Die Partei Ludwigs und des Grafen von Laucourt verlor eine Figur nach der anderen an Bonneval, der sich in der Zwischenzeit mittels der paar auf seiner Seite noch vorhandenen Bauern zwei neue Trabanten und einen Lanzen-

reiter erworben hatte. Mit diesen und dem ihm an dem blichsen Turm rückte er planvoll und systematisch — denn dem Befehl der Königin hatten die anderen Figuren zu gehorchen — der Gegenpartei zu Leibe.

Vergeblich wurden ihm durch die Zuschauer sowohl als auch durch die Mitspieler heimliche Zeichen gegeben, schlecht zu spielen, um den König siegen zu lassen. Man fürchtete den Zorn Ludwigs. Doch merkte der junge Graf diese Winke nicht, oder wollte er sie nicht merken — jedenfalls griff er unentwegt an.

Das Gesicht Ludwigs verfinsterte sich mehr und mehr. Bonneval war inzwischen mit seinen ihm zur Verfügung stehenden Figuren so vorgerückt, daß für die Gegner, den Grafen von Laucourt als König und Ludwig XIV. als Königin, weder ein Schloß noch ein Durchbrechen mehr möglich war.

Die Zuschauer um das Schachbrett hielten den Atem an. Die Spannung war auf das höchste gestiegen.

Bonneval sagte nun, auf dem ganzen Platz deutlich vernnehmbar: „Schach dem König und Schach der Königin!“ Die Worte drangen bis in den äußersten Winkel der nun von der Sonne eingesponnenen Parkallee, und es war, als sei der Tod darüber hingefallen, so unbeweglich und blaß waren alle Gesichter.

„Schach dem König und Schach der Königin!“ wiederholte der Bicomte. Und dann sagte er es noch einmal. Und dann: „Schachmatt!“

Das Spiel war zu Ende. Ludwig blieb noch einige Augenblicke stehen, als wolle er noch etwas sagen, dann drehte er sich, ohne jemand anzusehen, schroff um und verließ seinen Platz, das Schachbrett, die Parkallee.

Nach wenigen Minuten war er hinter einer wegekrümmung verschwunden.

Nun erst machte sich die ungeheure Spannung Luft, und alles sprach auf den Bicomte von Bonneval ein. Doch dieser stand lächelnd in der Verbannung der Erregung, des Staunens und Mitleids und sagte nur: „Ich fürchte mich nicht!“

„Das kann Ihnen das Leben kosten, Bicomte!“ warnte der alte Herzog von Vendôme. „Sie haben zwar gesiegt, werden aber doch der Besiegte sein. Denn nichts verdirbt der König weniger, als geschlagen zu werden, wenn auch nur im Spiel.“

„Ich fürchte mich nicht!“ wiederholte Bonneval. Er sagte es zum drittenmal, als ihn vier Mann der Leibgarde des Königs wegführen. Sein Blick traf gerade noch die Augen der Marquise von Digny.

Ludwig XIV. und Bonneval befanden sich allein im Zimmer. Der König ging rasch und schweigend umher. Plötzlich blieb er mit einem Rud vor dem jungen Edelmann stehen und fragte, während er aber an ihm vorbeiblickte: „Wissen Sie, Bicomte, was es heißt, Ludwig XIV. zu besiegen?“

„Gewiß, Eure, ich weiß es!“ erwiderte der Gefragte ganz ruhig.

Der König blickte ihm betroffen in die Augen, verzog die Mundwinkel und bemerkte höflich: „Na, dann ist es ja gut.“ Dann begann er von neuem auf und ab zu gehen und sprach dabei weiter: „Sie sind Hauptmann im Regiment Louis Treize in Rouen?“

„Ja wohl, Eure.“

Ludwig blieb wieder stehen und sagte scharf: „Das heißt, Sie waren Hauptmann in diesem Regiment.“ Er betrachtete den Bicomte genau, aber er blickte nur in ein gleichmäßig ruhiges Gesicht, das lediglich beim Worte „waren“ einen Augenblick lang die geringe Wirkung seiner Worte, wandte sich der König ab. Dann fuhr er fort: „Denn die gute Belehrung, die Sie mir heute gegeben haben, und der Sieg über mich verdienen eine Auszeichnung.“ Er blieb wieder stehen. „Bicomte von Bonneval“, sagte er dann laut, „Sie sind von morgen ab Oberst des Regiments in Amiens.“

„Sie sind von morgen ab Oberst des Regiments in Amiens.“ Und leiser fügte er hinzu: „Und die Marquise von Digny können Sie mitnehmen; denn heute haben Sie sie gesiegt.“

Vier Tage später nahm der neue Oberst Bicomte von Bonneval in Amiens die Begrüßungsparade seines Regiments ab. Eine Ehrensalve wurde zu seiner Beifallkommung in die Luft abgegeben — und tödlich durch die Brust getroffen, sank der Bicomte vom Pferd.

Es gibt doch wirklich fonderbare Zufälle im Leben!“ sagte Laucourt, als ihm der Marquis von Acreval bei einem Spaziergang im Park von Versailles den Unfall erzählte. Weniger jedoch wunderte er sich dann darüber, als er noch erfuhr, daß die Marquise von Digny bereits wieder nach Paris zurückgekommen sei.

Eine seltsame „Fischerregatta“



Das lustige Heringsfischerrennen, das anlässlich des Jahresfestes der Hochseefischer in der englischen Hafenstadt Plymouth abgehalten wurde.

Die Fischelein begannen in Schwärmen über alles herzufallen; faulgroße Kräfer flogen wie Bälle durch die Luft, manchmal fiel ein durchdringender Geräusch auf, vermischte sich mit anderen Tönen, und der heisere Geräusch des nachlässigen wilden Schallens trieb uns das Wasser in die Augen. Zauberkraft ließ plötzlich durch eine mondliche Landchaft vor uns auf, phantastisch, unbeschreiblich. Aber mit wieviel Schaud mußte sie bezahlt werden! Diese wilde eines jungen Hundes, dessen Stimme in die Tiefe abgeleitet, das Weibchen witterte härter, sah auf den Baum hinauf, hörte wieder das leise Wellen und verstand plötzlich mit schnellen unbedingten Sprüngen über den Platz.

„Möglich, daß es sein Weib war. Stimmt das, dann wird es wiederkommen, um ihn zu warnen; vielleicht ist es zu den Jungen zurückgekehrt.“

Eine Stunde später kam das Weib wieder. Eine fonderbare Stimme erhob sich. Im Netz drinnen bewegte sich etwas. „Er kommt zur Erde“, flüsterte unser Jagdber, „früher, als ich dachte. Er geht in die Falle, sein Weibchen dazu...“

Über nichts geschah.

„Was... oder?“ fragte einer.

„In der Dschungel weiß man nichts mit Sicherheit. Es gibt Gesetze, die wir nicht kennen.“

Die Nacht war hell; wir haben fast jedes Blatt in unserer Nähe. Eine Weile blieb alles still. Niemand wagte ein Wort zu reden. Dann rief jemand an der Leine, die das Signal weiterleitete, daß jemand dem Netz nahe war. In diesem Augenblick brach ein einziger wilder Schrei in die Nacht. Ein grauenhafter Schrei, so, daß er nicht beschreiben werden konnte, ein Schrei, in seinem Stimmfall einmalig, unnachahmbar.

So unerwartet fuhr dieser Ruf der Wildnis in unsere Ohren, daß wir die Büchsen fester faßten, daß wir die biden Kräfer nicht fühlten, die an unsere Wangen stießen. Ich fühlte eine Hand auf der meinen: sie war feucht und zitterte. Ich konnte nur einen Schatten sehen. Das unheimlichste Gesichtsum der Insekten hatte ausgeleuchtet. Welches Wesel spielte jetzt im Urwald? Diese Stille war wie eine Last. Selbst die Malaien rührten sich nicht.

War das eine Stunde, waren es zwei? Jemand etwas mußte da vorne geschehen sein. Aber wir sahen nichts; nichts bewegte sich. Endlich sagte der Jagdber nach seinem Gewehr: „Über ehe etwas geschehen konnte, rief es wieder an der Seinalleine. Ein heftiger Kampf begann jetzt drüben am weg. Ein Kampf umfingender Gewalt. Dann rief ein schwache Stimme von unten herauf: „Er ist im Netz, Tuan!“

„Er ist im Netz“, wiederholte der Ruderemann, und ein leises Lachen kam hinterdrein. „Abwarten!“ rief er zurück. „Es muß bald Morgen werden.“ Die ausgegangenen Pfeifen wurden wieder angezündet, aber dann begann der Kampf neuerdings. Er will ausbrechen! denken wir uns, vielleicht ist auch sein Weib mit in die Falle gegangen? Aber nein, jetzt haben wir das Weibchen über den kleinen Platz laufen laut brüllend raste es dahin, immer noch hörten wir sein Stimme, eine zweite sagte sich hinzu, dann eine dritte, dann wurde das Getöse lauter, näherte sich wieder, tobte auf den Platz heraus, wir haben drei, vier Orang-Utan-Weibchen, die dem Netz zuliefen.

„Sie werden ihn befreien“, sagte jemand.

Aber der Jagdber schwieb. Er hatte das Gewehr gesichert. „Ein Schuß hätte keinen Wert“, sagte er laut. „Es muß etwas anderes geschehen.“

Die Nacht verging. Einige Schatten floßen über die Richtung, wieviel waren es? Man konnte sie nicht zählen. Spürlos, lautlos verschwanden sie im Urwald.

Im frühen Morgen sahen wir es: Der Orang-Utan hing im zusammengefallenen Netz. Ein Steinbisch hatte seinen Schadel getroffen.

„Es ist so“, sagte der Jagdber und befreite den toten Maja aus dem Netz. Der König des Urwaldes! Er strich ihm über das Fell, über den riesenhafte Kopf. „Er ist alt. Ein alter Urwaldkönig hat keinen Wert, er tauht zu nichts mehr. Er ist eine Last für die anderen. Wird ein Seiten-gänger; ist ein König und doch keiner mehr. Steht den andern im Weg. Man will keinen alten Urwaldkönig, vielleicht nach einem Gesetz der Schöpfung, man höst ihn!“

Schweigend standen wir um die rostrote, graue Tragodie. „Man vernichtet ihn“, sagte der Jäger hinzu, „man abt die Ewigkeit der ungeschriebenen Naturgesetze.“